

Dr. Paul Barth

Autor(en): Albert Barth
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1922

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6dd45ecc-79e2-431e-bb8d-0314b5b0aa49>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dr. Paul Barth.

Von Albert Barth.

Im Basler Jahrbuch hat Dr. Paul Barth das Recht auf eine anspruchslose Gedenktafel, trotzdem er niemals als politischer Führer in unserm kleinen Stadtstaate oder als Leuchte der Wissenschaft an der Universität hervorgetreten ist. Aber zahllose Menschen in seiner Heimatstadt haben ihn geachtet und geliebt, weil er aus der Quelle eines grundgütigen Charakters und einer in Sieg und Niederlage festgehaltenen, von Humor getragenen Lebensbejahung heraus als Arzt, Lehrer und Mensch echte Ermutigung und wahre Hilfe zu geben vermocht hat.

Die Familie Paul Barths stammt aus dem aargauischen Dörflein Mülligen am Rande des Birrfeldes. Von dort war sein Großvater als Kaufmann im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Basel gezogen. In den folgenden Generationen herrschte ganz ausgesprochen der Pfarrherrenberuf vor. Der Vater, ein Onkel und 4 Brüder Paul Barths haben diesen Beruf erwählt. Im Pfarrhaus Bubendorf wurde er am 24. August 1848 geboren, schon 1852 kehrte aber die Familie nach Basel zurück, da der Vater zunächst eine Lehrstelle für Gesang und Religion an der Töchterschule und später eine Helferstelle zu St. Theodor übernahm. Die Mutter Barths entstammte dem Geschlechte der Lok, in dem eine urchige und oft derbe Kleinbaslertradition lebte. In der Familie herrschte ein fröhlicher und im Grunde weltoffener Ton, soweit das in einem damaligen Basler Pfarrhaus anging. Gerne er-



zählte Paul Barth, wie alle Pfarrhäuser, in die die Familie einzog, wegen des „Spukens“ verrufen gewesen seien — im Pfarrhaus an der Nebgasse z. B. machte das „Gredi Beck“ die Treppe unsicher — wie aber jedesmal die Spukgeister vor der Familie mit den 5 hochgewachsenen Buben das Feld räumten. Im Hause Barth wurde viel gezeichnet. Ganze Stöße von Hefen sind aus jenen Zeiten noch vorhanden; vor allem die malerischen Uniformen der alten Kantonsoldaten und -polizisten, die Geschichten von Tell und Winkelried oder von David und Goliath bildeten eine unerschöpfliche Quelle der Darstellung. Daneben blühte die Haus- und Kirchenmusik; daß die Söhne mit der Orgel von St. Theodor vertraut sein mußten, gehörte zu den Selbstverständlichkeiten.

Barths weitere Heimat war jenes alte Kleinbasel, das eben begann seinen Mauerring zu sprengen, das aber auf engem Raum unter seinen Honoratioren und Handwerksmeistern noch eine große Zahl von Originalen barg. Diese oft recht wenig hygienischen Gassen und Häuser mit ihren oft ebensowenig vorbildlichen Gestalten sind ihm bis in seine alten Tage lebendig vor Augen gestanden, und er hat ihnen in verschiedenen Erinnerungsblättern ein Denkmal gesetzt¹⁾: „Der geistlich Ellstäde“, der den Herren Pfarrern die Kleider machen durfte, der „Lugischmid“, oder wie man höflicher sagte „Der Herr Schmid von Lugano“, der Baron Hugensfeld von Rheinfelden, der auf einen Sitz 12 Ringe Rauchwurst verzehren konnte, der dicke Theologieprofessor, der auf der nur 50 Centimeter breiten Kanzeltreppe von St. Theodor stecken blieb und vom Siegrist aus seiner hilflosen Lage befreit werden mußte, sie leben

¹⁾ Der Rothe Löwen in Kleinbasel von einem alten Kleinbasler, Jahrbuch 1907. — Kleinbasler Erinnerungen, Jahrbuch 1910. — Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, Neujahrsblatt 1915. — Die Pfarrkirche von St. Theodor, Heft 1 der „Basler Kirchen“ 1917.

alle in diesen Erinnerungsblättern weiter. Und noch gar manche Geschichte kannte Paul Barth, durfte sie aber aus Rücksicht auf noch lebende Verwandte nur mündlich überliefern. Draußen vor dem Bläsitor lag auch der Ort, den er gelegentlich als sein Kinderparadies bezeichnet hat, das Landgut seines Großvaters Log-Heusler an der Rlybeckstraße. Das Gütlein hatte der Großvater dem frühern Besitzer Brand um eine bescheidene Summe anno 1815 abgekauft, unmittelbar nachdem eine Bombe von Hünningen diesem seinen Besitz gründlich verleidet hatte. An dieser alten, engen, aber humoristischen Kleinstadt seiner Jugend freute sich Paul Barth sein ganzes Leben lang, ohne freilich alles in Ordnung zu finden, was sich dort abspielte.

Die Schuljahre hat Barth in Basel zugebracht. Schon mit 5 Jahren trat er in die Gemeindefschule ein und besuchte dann nacheinander das sechsklassige Gymnasium und das dreiklassige Pädagogium. Wie so manche seiner Altersgenossen hat auch Barth sich sein Leben lang darüber gefreut, daß am Pädagogium Jakob Burckhardt und Wilhelm Wackernagel seine Lehrer gewesen waren. Ein reges geschichtliches, vor allem lokalgeschichtliches Interesse hat ihn denn auch durch das Leben begleitet. Aus der Schule Wackernagels aber stammt wohl das lebendige Sprachgefühl, das in allen seinen kleinen Schriften und Vorträgen zutage tritt, sowie das theoretische Interesse, das er dem richtigen und scharf bezeichnenden sprachlichen Ausdruck bis in seine alten Tage entgegenbrachte. Gerade in seinen populärmedizinischen Schriften hat er den anschaulichen Wortschatz des heimischen Dialektes mit sichtlicher Freude verwendet: der ewig Durstige hat „die Leber an der Sonnenseite“ und das Kind, das seine Knochen nicht recht streckt, weil sie von weicher Substanz sind, ist „unterwachsen“. Für derartige Ausdrücke des Volksmundes bilden seine Schriften eine direkte Fundgrube. Andererseits konnte er sich heftig ereifern gegen neu aufkommende

Sprachgewohnheiten, die ihm gegen alle Sprachlogik zu verstoßen schienen, aber dennoch mit einer Art Naturgewalt Boden gewannen, wie z. B. das Binde-s in Wörtern wie Einnahmsquelle, Mietsvertrag oder Aufnahmsprüfung. Waren es anerkannte Schriftsteller, die solche Bildungen brauchten, so konnte er über diese Sprachlotterei zornig-böse Worte brauchen, fast ebenso sehr, wie wenn er bei Naturalisten die Darstellung des Häßlichen nur um des Häßlichen willen oder des Narsinnlichen als Selbstzweck oder gar als Lockmittel zu erkennen glaubte. Seine erklärten Lieblinge in der Literatur waren Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller; in späteren Jahren hat er sich noch mit besonderer Liebe den Zürcher Dichtern des 18. Jahrhunderts und den Basler Dichtern aus der ersten Hälfte des neunzehnten zugewandt: Salomon Geßner, Joh. Martin Usteri und David Heß hat er auch in populären Vorträgen der heutigen Zeit wieder näher zu bringen versucht und für Th. Meyer-Merian oder Jonas Breitenstein konnte er wärmstes Interesse an den Tag legen. Nicht nur waren alle diese Dichter Schilderer des behaglich-bürgerlichen und bäuerlichen Lebens der „guten alten Zeit“, sie vertraten für Paul Barth auch den Realismus, der den Glauben an ein edleres und feineres Menschentum nicht verneint und der trotz aller häßlichen Wirklichkeit den Durchblick auf eine bessere Welt nicht verschließt. Gerade bei den alten Zürcherpoeten spürte Paul Barth zweifellos eine starke Seelenverwandtschaft: der Sinn für feinen und bisweilen auch herben Humor, die fröhliche Karrikatur, die Bilder edler Freundschaft, all das mußte ihn zu ihnen hinziehen.

Die eigentliche Studienzeit von 1866—73 hat Barth in Basel, Tübingen und zuletzt in Göttingen zugebracht. Reisen nach Paris und Prag haben seine praktische Ausbildung vervollständigt. Mit manchen seiner Altersgenossen hat er auch während des Krieges von 1870/71 unter Professor Socin im Lazarett in Karlsruhe als Assi-

stent gedient. Bevor er sich definitiv zum Medizinstudium entschloß, war er ein Semester lang als Student der Philosophie eingeschrieben gewesen und erzählte oft und gern, daß er sogar einmal im geistlichen Ornat bei einem Freunde die Kanzel bestiegen habe, um einen Gesanggottesdienst zu leiten, während der Freund die Orgel bediente. Unter seinen medizinischen Lehrern hebt er selber in seinem Lebenslauf in erster Linie Prof. Socin in Basel und Prof. Haffe in Göttingen hervor. Seine Stärke lag wohl weniger in der wissenschaftlich-medizinischen Arbeit, obschon auch hier einige kleinere Arbeiten vorliegen.²⁾ Vielmehr in einem raschen, praktischen Zugreifen, wenn es zu handeln galt. Schon als junger Student hat er einem verblutenden Holzfäller durch entschlossenes Eingreifen das Leben gerettet. Dagegen berichtet er in seinem Curriculum vitae zum zweiten Examen mit einer Freimütigkeit, die ihm nur Ehre macht, sein Mißgeschick beim ersten Versuch, diese Prüfung zu bestehen: „Um diese Zeit (1872) meldete ich mich zum praktischen Examen, konnte dasselbe aber, weil ich viel zu wenig gearbeitet hatte, nicht bestehen.“ Paul Barth war neben dem Studium auch ein sehr aktives Mitglied des Zofingervereins; seine volltönende Stimme, sein humorvolles, aber nie übelwollendes Unterhaltungstalent machten ihn für alle zum guten und beliebten Kameraden. Dem Verein hat er lebenslängliche Treue bewahrt, auch wenn er die Jungen manchmal nicht mehr verstehen konnte. Noch beim großen Zentralfest von 1920, der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Zofingervereins, marschierte er als müder Mann im Festzuge durch Luzern.

1876 hat Dr. Paul Barth an der Rheingasse seine Praxis eröffnet. Als Hausarzt in des Wortes bester und

²⁾ Dissertation 1877, Ein Beitrag zur Behandlung perforierender Wunden des Kniegelenks. — Ein Fall von Punktion des Herzbeutels (Korr.-Blatt für Schweizerärzte 1882). — Granulöse Otitis; Heilung (l. c. 1879).

vollster Bedeutung hatte er bald einen Zulauf aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung und Arbeit in Hülle und Fülle. Immer wieder konnte man von alten Patienten aus jener ersten Zeit vernehmen, wie rasch er stets zur Stelle war, wie er nicht nur den Patienten selber, sondern der ganzen Familie auch in schweren Lagen neuen Mut einflößte und wie uneigennützig er oft war, wenn es galt, die Rechnung zu stellen. Er selber hat davon nicht gesprochen.

Der rasche Erfolg und die große, vielleicht übergroße Praxis des Anfangs haben ihn aber auch in bittere Not geführt. Zusammen mit einer gewissen Weichheit und Nachgiebigkeit in seinem Charakter haben sie es dazu gebracht, daß er der großen Versuchung des Arztes, die Ruhe und Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit im Morphinumgenuß zu suchen, nicht widerstanden hat. Ein jahrelanger Aufenthalt in Heilanstalten folgte, und fast gegen alle Erwartungen gelang die Heilung. Anfangs der Neunzigerjahre konnte er seine Praxis wieder aufnehmen. Mit einem Gefühl tiefen Dankes hat Barth, wenn er auf diese Zeit zu reden kam, stets von Prof. A. Forel, damals im Burgbühl, gesprochen, der ihn nicht nur mit medizinischen Mitteln von außen behandelte, sondern mit allem Nachdruck an sein Gewissen und seine Pflichten appellierte und bei diesem Appell das Echo fand, durch das die Heilung möglich wurde.

Die Rückkehr ins Leben und zu seiner Familie ist darum zweifellos eines der einschneidendsten Ereignisse seines Daseins geworden. Und es ist kein Zufall, wenn Barth je länger desto mehr das rein materialistische Denken ablehnte, das dem Arzte im ausgehenden 19. Jahrhundert so selbstverständlich nahe lag. Die Macht des Geistes im Menschen war für ihn stets eine Realität, ohne daß er sich mit der theoretischen Seite der Frage restlos auseinandergesetzt hätte. So sehr er darum die Tatsache der Ver-

erbung anerkannte und an seiner eigenen Person glaubte erfahren zu haben, so sehr war er davon überzeugt, daß sowohl die physische als die geistige Lebensgestaltung mehr als nur ein Produkt der Vererbung sei. Er hat Schülerinnen gegenüber, wenn er von der Vererbung sprach, immer wieder ein Bild gebraucht, das so recht der Ausdruck seiner Überzeugung in diesen Dingen war: Wer in einem Holzhaus wohnt, dem muß nicht notwendigerweise das Haus über dem Kopf zusammenbrennen, aber er muß Vorsicht üben im Gebrauch von Zündhölzern und offenen Lichtern. Die Anwendung auf vererbte Tuberkulose, Trunksucht oder Geisteskrankheit ergab sich dabei von selber.

Neben der Praxis lief bei Paul Barth in zunehmendem Maße eine starke Vortragstätigkeit her, aus der eine Reihe populär-medizinischer und hygienischer Schriften entstand. Durch Prof. Forels Einfluß war er, zunächst für sich, Abstinenz geworden. Aber was er einmal für sich als richtig erkannt hatte, für das mußte er auch Propaganda treiben. So wurde er ein tätiger Wanderredner der Antialkoholbewegung, und trat namentlich in den Blaukreuzvereinen auf.³⁾ Auch im Kampfe für einen wirklichen, ruhebringenden Sonntag hat er manche Lanze gebrochen.⁴⁾ Gelegentlich hat er auch eine große Energie für die Theorie der wollenen Unterkleider von Prof. Jäger aufgewandt. Nie hat sich Barth auf den Standpunkt gestellt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Was er selber im Leben erprobt hatte, das sollte allen Brüdern zugute kommen, so wollte es sein warm empfindendes Gemüt. Ein Zweig seiner Vortragstätigkeit richtete sich auch gegen medizinische Kurpfuscherei, die mit ihrer Wichtigtuerei und Geheimnisträumerei seinem geraden, gesunden

³⁾ Alkohol und Schule, 1898. — Die Trunksucht in Basel, 1891. — Le vin et l'alcool 1903. — Alkohol und Verdauung, 1912.

⁴⁾ Schlaf und Sonntag, 1899.

Menschenverstande im tiefsten widerwärtig war. So hat er der „Christian Science“ einen Vortrag gewidmet, der in dem Satze gipfelt: „Das Ding, welches Christliche Wissenschaft genannt wird, ist keine Wissenschaft; es ist nicht christlich.“⁵⁾ Auch in seinen Schriften über Gesundheitslehre lehren die Warnungen gegen populäre Pfuscheri oder Bummelai in Gesundheitsdingen immer wieder: „Es ist unvernünftig“, schreibt er in den Ratschlägen für gesunde und kranke Tage, „wenn man alle möglichen Kinderkrankheiten dem Zahnen zuschreibt, und dann meint, man brauche nichts dagegen zu tun; die Kinder können nicht, wie man zu sagen pflegt, „durch das Brüstlein“ oder „durch die Nerven zahnen.“

Wie sehr bei Barth im Mediziner auch der Historiker steckt, dafür sind auch seine Erinnerungsblätter zum fünfzigjährigen Bestehen der Medizinischen Gesellschaft Basel ein Beweis.⁶⁾ Freilich handelt es sich hier nicht um Geschichtsforschung im strengen Wortsinne als vielmehr um einen Blumenstrauß humorvoller, treffender Charakteristiken der Mediziner Basels aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eines Fritz Müller, Adolf Hägler, Moritz Roth, Theophil Loß und so vieler anderer. Zweien seiner Altersgenossen hat er auch im Korrespondenzblatt für Schweizerärzte einen freundschaftlichen persönlichen Nachruf gewidmet: 1902 Dr. Robert Ronus und 1918 seinem ihm wohl am nächsten stehenden Freunde Dr. Rudolf Oeri.

Das Bild Paul Barths wäre aber unvollständig ohne einen Hinweis auf seine Tätigkeit als Lehrer der Hygiene. Seit 1892 erteilte er diesen Unterricht an der Töchterschule, später auch an der Frauenarbeitschule. Außerdem hat er eine große Zahl von Samariterkursen geleitet und sich in

⁵⁾ Was ist „Christian Science“ 1910. — Volksmittel, Scheinmittel und Tuberkulose, 1913.

⁶⁾ Als Manuskript gedruckt 1910.

zahlreichen Schriften über dieses Unterrichtsgebiet und die Art des Unterrichts, wie er sie verstand, ausgesprochen.⁷⁾ Darum lasse ich ihn hier am besten selber zu Worte kommen: „Ich habe nämlich die Freude, neben meinem ärztlichen Hauptberuf schon über 20 Jahre lang im Fache der Gesundheitspflege Schulmeister zu sein, und da hat sich in mir der Grundsatz befestigt, daß, wenn die Schüler wirklich etwas lernen sollen, wir ganz einfach, so elementar als möglich zu ihnen reden müssen, ohne hohe, gelehrt scheinende Worte, ohne Redensarten. Wir müssen so reden, daß der Inhalt unserer Worte unsern Zuhörern als etwas ganz Selbstverständliches vorkommt. Wie oft wird nämlich über die Köpfe weggeredet, so daß wenig oder nichts hineinkommt oder dann Unpassendes und Unverständliches! Und wir füllen dann — um einen treffenden Ausdruck Jakob Burckhardts, des großen Geschichtskundigen, zu brauchen — die kindlichen Köpfe mit Schutt, statt mit guten Bausteinen. Unsere Mitteilungen sollen also unsern Kindern zu Bausteinen werden, aus denen sie ein Haus bauen können, in dem es ihnen wohl ist. Unser Grundsatz sei darum: Nicht vielerlei, sondern viel, und das letztere so einfach als möglich. Dann habe ich immer gefunden, daß wenn einfache erklärende Worte nicht genügen, durch passende Vergleiche und Bilder das volle Verständnis kommt. Die Gleichnisreden unseres Herrn Jesu mögen uns dafür stets ein leuchtendes Beispiel sein.“

Wenn Dr. Paul Barth in der Klasse saß, so war er wie ein Vater, der seinen heranwachsenden Töchtern gute Ratschläge auf den Lebensweg gibt. Aus jedem Wort sprach die aufrichtige persönliche Sorge, daß diese jungen Menschen nicht nur auf dem engern hygienischen Gebiete,

⁷⁾ Für gesunde und kranke Tage, 1895. — Aus dem Gebiete der häuslichen Gesundheits- und Krankenpflege, 1895. — Über Schulgesundheitspflege, 1899. — Die Gesundheitspflege als Schulfach, 1909. — Belehrung der Lehrtöchter über Körperhygiene und Berufsgefahren, 1917.

sondern auch bei den großen Entscheidungen, vor die jeder Mensch gestellt ist, den rechten Weg finden möchten. Sein Vorbild in der ganzen Betrachtungsweise, ja sogar oft in der Sprache, war der gern von ihm erwähnte vernunftklare St. Galler Doktor Sonderegger, der auch in einer geordneten und vernünftigen Lebensweise die beste Lebensmedizin erblickte. Aus dem ganzen Unterricht sprach ein wohlwollender und taktvoller Mensch, und so war es möglich, daß dieser Lehrer auch heikle Themata berühren konnte, ohne je seine Schülerinnen zu verletzen.

Paul Barth war überhaupt einer jener glücklichen Menschen, denen sich alle, die mit einer inneren Not umhergingen, zwanglos anschließen konnten. Als ich im Jahre 1891 als Schüler mit ihm eine Reise durch Graubünden machte, ist mir diese seine Fähigkeit so recht zum Bewußtsein gekommen. Es verging kein Tag, daß nicht am Abendtisch, an der Hoteltüre, in einem Dorfwirtshaus oder in einer Sennhütte eine junge Frau, ein bresthafter Alter oder eine Mutter mit einem Kinde ihm ihre Not geklagt hätte. Er hörte mit menschlichem Interesse zu, und alle gingen mit einem von Herzen stammenden guten Rat nach Hause. Daß ein so gearteter Mensch auch in weitestem Umfang Freundschaft geben und empfangen konnte, ist kein Wunder.

Nicht fremd blieb ihm bei alledem, was über seinen Beruf hinaus lag. Mit der Politik allerdings hat er in den drei Jahren von 1878—81, da er als konservativer Großrat funktionierte, endgiltig abgerechnet. Sie lag seiner Natur ganz fern und er hat jene drei Jahre später als eine fast humoristische Abirrung von seinem Lebensweg gewertet. Allezeit verfolgte er dagegen die Wandlungen der bildenden Kunst. Am wohlsten freilich war es ihm in seiner Basler Stube im Dachstock des Stadthauses, wo er eine wertvolle Sammlung von Basler Stadtansichten und Stadtplänen gesammelt hatte und wo er dann seinen Gottfried Keller

oder David Heß las. Aber die Tatsache, daß einer seiner Söhne unter die Künstler gegangen war, nötigte ihn auch immer wieder, sich mit den Wandlungen der Kunst auseinanderzusetzen. Er hat versucht, auch den neuen Strömungen gerecht zu werden, so sehr ihm hier die Darstellung des Häßlichen und auch die naturfremde Darstellung des menschlichen Körpers innerlich widerstrebten und er diesem Empfinden mitunter in derben Worten Ausdruck gab.

Als die Beschwerden des Alters an ihn herantraten, haben sie ihm, der allzeit Gemütsdepressionen unterworfen war, schwer zugesetzt, aber trotz allem ist er bis an sein Lebensende nie des Lebens überdrüssig geworden und hat in guten Augenblicken immer wieder empfunden, daß es eine Lust sei zu leben. Am 5. März 1921 hat ihn ein ruhiger Tod davor bewahrt, ganz arbeits- und tatenlos zu werden. Er hätte das schwer ertragen. Ein Stück unverwüßlicher Lebensenergie, ein Mensch mit tief innerlichem Wohlwollen und ein treuer Sohn seiner Heimatstadt ist mit Paul Barth zu Grabe getragen worden.
